

PHOENIX

Freitag, 30. August 2013, 15 Uhr

„MdB ade“ – Luc Jochimsen im Gespräch mit Erhard Scherfer

Frau Jochimsen, warum muss man Träume verteidigen?

Es kommt halt darauf an, was man träumt. Wenn man zum Beispiel von Gerechtigkeit träumt, da gibt es eine ganze Menge Leute in der Gesellschaft, die das nicht so gut finden. Da muss man eben diesen Traum – dass man sich immer wieder für Gerechtigkeit einsetzt – verteidigen.

„Die Verteidigung der Träume“ – das wird der Titel des Buches am dem Sie seit einigen Jahren schreiben...

Das ist der Arbeitstitel des Buches. Der Verlag tut sich ein bisschen schwer, der hält den für zu poetisch. Als Untertitel wäre er auch gut: „Von der Verteidigung der Träume“. Aber dann müsste man noch einen guten Übertitel finden.

Muss man denn Träume verteidigen? Die kommen doch von alleine.

Es geht ja auch darum, dass das, was man träumt, dann eine Rolle spielt im Alltag. Das ist meine Erfahrung. Man hat Träume, die will man verwirklichen. Und bei der Verwirklichung der Träume setzt die Verteidigung ein.

Das heißt, es geht um Veränderung.

Ja, es geht um Veränderung.

Geben Sie mir ein Beispiel.

Ich bin 1936 geboren, ich war drei Jahre alt als der Krieg ausgebrochen ist und ich war neun Jahre alt als der Krieg zu Ende ging. Und diese Zeit des Krieges, diese Kindheit im Krieg hat bei mir dazu geführt, dass ich einen wirklichen Lebenstraum habe: dass es keine Kriege geben darf, dass es friedlich zugehen muss unter den Völkern. Dieser Traum ist aus Alpträumen entstanden, aus den Kriegskindserfahrungen .

Der zweite Traum betrifft die Rolle der Frau. Ich habe als Mädchen einen wunderbaren Vater erlebt, der immer gesagt hat: Mädchen können alles was Jungs auch können, du gehst aufs Gymnasium, kannst studieren usw. Aber ich habe natürlich andere Erwachsene kennengelernt, die gesagt haben: was soll das? Ich habe immer erfahren, dass Frauen eben doch ganz lange als zweite Kategorie Mensch betrachtet wurden. Das hat sich Gott sei Dank heute wirklich verändert. Und um diese Veränderungen geht es.

Kann man sagen, dass Sie diese Veränderungen zunächst in Ihrem Beruf gesucht haben, im Journalismus?

Klar, Journalismus war für mich der Traumberuf. Das hing auch mit der faschistischen Diktatur, dem Krieg und der Propaganda zusammen. Ich war so naiv zu glauben, wenn Menschen genügend Informationen haben, dann können sie nie einem Diktator anheim fallen, dann können sie nie mehr der Propaganda auf den Leim gehen. Deswegen hielt ich es für ganz wichtig, dass eine Gesellschaft gute, aufklärerische Journalisten hat.

Nun haben Sie ja eine lange journalistische Karriere gehabt – zuletzt als Chefredakteurin des Hessischen Rundfunks – und sind dann doch in die Politik gegangen. Sie haben mal gesagt, Sie haben das aus Naivität und Pflichtgefühl gemacht. Das mit dem Pflichtgefühl verstehe ich, das mit der Naivität nehme ich Ihnen nicht ab.

Wieso?

Nach so einem langen Berufsweg, mit so viel Erfahrung mit der Politik auf der anderen Seite, als Beobachterin der Politik, als Berichterstatteerin.

Aber es ging ja jetzt nicht darum, dass ich die Politik weiter beobachte und analysiere, sondern dass ich in der Politik handle. Und da war ich mir absolut unsicher, ob ich das wirklich bewältigen würde, ob ich das könnte. Und ich habe auch festgestellt, dass ich da einen Nachteil habe gegenüber Vollblutpolitikern. Die haben das Handeln als erstes in ihrem Wesen drin. Ich bin immer jemand, der einen Schritt zurück tritt und sagt: kann man nicht auch die andere Seite verstehen und ist das eigentlich richtig, so nach vorne zu gehen. Insofern war ich naiv.

Ist das denn der entscheidende Punkt, den Sie über die Politik gelernt haben, als Sie sie intern beobachten konnten?

Nein, das Entscheidende, was ich über Politik in den letzten acht Jahren gelernt habe ist, dass es wahrscheinlich gar keine zwei Seiten gibt – hier den Journalismus und dort die Politik. Diese beiden Felder sind mittlerweile so miteinander verschmolzen, die Politiker sind so angedockt an Journalisten und Journalismus ist so angedockt an Politik. Ich habe immer gesagt, dass ich mir wie in einem Spiegelsaal vorkomme – einem Saal mit vier verspiegelten Wänden und alles spiegelt sich. Das eine reflektiert das andere und man kann an einem bestimmten Punkt schon gar nicht mehr auseinanderhalten.

Gibt es einen Moment in der Zeit, in der Sie in der Politik waren, der stellvertretend für diese Zeit steht?

Es gab einen Moment schon 2005 beim Anfang, als Lothar Bisky als Vizepräsident vier mal nicht gewählt wurde von diesem Parlament. Das war ein Moment wo ich mir gesagt habe: Die Linke ist eben eine Paria-Gruppe in diesem politischen Leben und so werden wir behandelt. Ich fand es so demütigend und so ausgrenzend – das hat im Grunde auch dazu geführt, dass ich gesagt habe: jetzt weiß ich, dass ich was Richtiges getan habe, dass ich mich als Unabhängige letztlich für diese Partei einsetze.

War Ihre Kandidatur für das Amt des Bundespräsidenten eine Trotzreaktion?

Nein. Das war einfach ein Angebot, das ich nicht ablehnen konnte. Ich fand es sehr ehrenhaft von meiner Partei und meiner Fraktion, dass die fanden, ich würde das machen können. Das war übrigens die einzige Zeit, wo mir mein journalistisches Vorleben sehr geholfen hat. Wenn man einem Pulk an Journalisten gegenübersteht wusste ich, welche Fragen nun kommen: warum tun Sie sich das an, Sie Alibi-Figur, Sie haben doch keine Chance.

Wir schauen noch einmal kurz rein, wie Sie damals begründet haben, warum Sie antreten.

Ich war immer auf der anderen Seite, ich war immer kritisch gegenüber den hauptsächlichen Verhältnissen – eine West-Linke, wenn Sie so wollen. Und deswegen habe ich mich damals als West-Mensch entschieden für die PDS zu kandidieren. Das war nicht leicht, das glich einem Spießrutenlauf. Aber ich war Außenseitertum gewohnt und bin das auch heute – und bin damit auch für diese Kandidatur ganz gut gewappnet. Für mich hat immer gegolten und für mich gilt, dass Freiheit und soziale Gerechtigkeit und Sicherheit zusammengehören als Wert der Demokratie und als Fundament unserer Gesellschaft. Und deswegen diese drei Aufgaben: Friedensstifterin, Vereinigerin und Schirmherrin für die Schwachen. Somit begreife ich meine Kandidatur.

Das sind starke Thesen, starke Forderungen und auch Ansprüche – obwohl Sie ja wussten, Sie würden keine Mehrheit finden bei der Bundesversammlung.

Es ging ja nicht um diese Mehrheit, sondern darum, in dieser Zeit, wo ein Präsident oder eine Präsidentin gesucht wird für dieses Land, in die Diskussion, was sollte dieses Amt leisten, Ideen und Vorstellungen einzubringen.

Hat sich etwas erfüllt von den Träumen, die Sie damit verbunden haben?

Nun sind das drei so hehre Ziele, hätte man altmodisch gesagt, die lassen sich wahrscheinlich in einem Menschenleben gar nicht erfüllen, die bleiben Ziele. Aber dafür zu werben, dass es auch wirklich eine Vereinigung gibt zwischen West und Ost, politisch, kulturell. Ich glaube, da sind wir auf der einen Seite wirklich ein Stück voran gekommen.

Sie hätten möglicherweise auch in eine andere Partei gehen können, um Veränderungen zu bewirken. Sie sind in Die Linke eingetreten.

Also das weiß ich nicht, ob ich in eine andere Partei hätte eintreten können. In die CDU konnte ich mein Leben lang nicht eintreten. Und die Sozialdemokratische Partei hat über mich sehr oft geurteilt, ich sei nicht zuverlässig – schon als Journalistin. Was ich immer als ein Kompliment betrachtet habe. Mein Chefredakteur Merseburger war der Erste, der gesagt hat: ich habe mit Leuten aus der Baracke – das war damals das sozialdemokratische Machtzentrum in Bonn – geredet und die haben gesagt:

also diese junge Redakteurin bei Panorama ist nicht zuverlässig, kann man nicht einordnen. Ich glaube nicht, dass ich zu den Sozialdemokraten hätte gehen können.

Sie gelten/galten in Ihrer journalistischen Zeit als streitbar, wenn es sein musste. Wie streitbar haben Sie Die Linke empfunden?

Die Linke war natürlich streitbarer als ich – und zwar gezwungenermaßen. Weil sie so vom Rand her kam, weil sie aus dem Osten kam, weil sie das Einzige war, was wir eigentlich aus der DDR nicht übernehmen konnten, was sich nicht übernehmen ließ. Insofern waren die natürlich streitbarer und ihre Forderungen sind auch streitbarer als das, wofür ich mich eingesetzt habe. Sagen wir mal bedingungsloses Grundeinkommen – das ist schon eine sehr radikale Forderung für die Veränderung der Gesellschaft. Da habe ich auch meine Probleme.

Haben Sie Mitstreiter in anderen Fraktionen gefunden?

Ja, das habe ich. Ich habe gerade in den letzten anderthalb Jahren im Kulturausschuss und im Unterausschuss Auswärtige Kulturpolitik in Claudia Roth und Ulla Schmidt ganz tolle Mitstreiterinnen gefunden. Ich habe auch einen Mitstreiter gefunden, was sehr erstaunlich sein mag, in dem Vorsitzenden des Unterausschusses Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik, Gauweiler. In der Kultur gibt es über Fraktionsgrenzen hinweg ein sehr unabhängiges Zusammenarbeiten.

Wir haben jemanden gefunden, den man eigentlich auch nicht ohne Weiteres Ihrem Lager zuordnen kann, der sich aber außerordentlich positiv über Sie geäußert hat. Das spielen wir Ihnen jetzt auch mal vor:

Hugo Müller-Vogg, Journalist und Autor

Liebe Luc Jochimsen, wir kennen uns ja aus Frankfurter Zeiten – Sie HR-Chefredakteurin, ich Herausgeber bei der FAZ. Ich fand die meisten ihrer Kommentare damals nicht so sonderlich toll, Sie haben sich über meine Texte geärgert. Trotzdem hat es mich sehr gefreut, dass Sie mich als Co-Moderator in Ihre politische Talk-Show „3, zwei, eins“ mit hineingenommen haben. Da haben wir uns immer heftig gestritten und manchmal war der Streit unter den Moderatoren heftiger als der unter den eingeladenen Politikern. Sie waren immer eine überzeugte Linke – aber mir hat immer imponiert, dass Sie sich nie vereinnahmen ließen, auch nicht von der damaligen SPD-Landesregierung in Hessen.

Wir haben uns dann ja in Berlin wieder häufiger getroffen, gesprochen, auch gefeiert. Ich denke noch daran zurück, wie wir einen Ihrer runden Geburtstage gefeiert haben und ich dann um 12 Uhr mitten im Lokal die Internationale angestimmt habe. Das halbe Lokal war entsetzt, Sie haben sich amüsiert. Ich hätte Ihnen gegönnt, dass Sie 2009 Alterspräsidentin des Bundestages geworden wären. Aber dafür, liebe Luc Jochimsen, waren Sie leider drei Monate zu jung.

Unsere Zeit für dieses Gespräch läuft leider ab. Aber ich habe noch eine Frage: Welche Träume haben Sie für die nächste Lebensphase?

Ich gehe immer noch davon aus, dass wir die Gesellschaft verändern können. Ich hoffe, dass wir nicht weiter gerade Kinder und Jugendliche in unserem Land nur dem Konsum ausliefern. Das ist einer meiner großen Träume: Kultur für alle von Anfang an. Ich stehe auf dem Standpunkt, dass Kinder Nahrung brauchen. Und Shakespeare hat mal gesagt: „Culture is Nourishment“ – Kultur ist ein Lebensmittel. Und ich finde, so wie Kinder Essen und Trinken brauchen, brauchen sie Worte, Bilder, Töne, brauchen sie Stimulanzien aus der Kultur, um ganzheitliche Menschen zu werden und nicht nur Konsumenten. Denn nur so bleibt eigentlich die Demokratie erhalten.